

laboriosen Studie ist eine große Rezeption zu wünschen – zugunsten einer Wissenschaft, die vom Widerstreit der Thesen lebt und nicht zuletzt daraus ihren Reiz bezieht. Dieses Buch ist – in kongenialer Kongruenz mit seinem Untersuchungsgegenstand – „spanischer Pfeffer“.

MICHAEL LOBE

Möllendorff, Peter von (2023): *Lukian, Philosophische Schriften (Sämtliche Werke II). Griechisch-deutsch. Übersetzt und mit Anmerkungen versehen von P. v. M. Unter Mitwirkung von Jens Gerlach. Berlin/Boston, de Gruyter (= Sammlung Tusculum), 512 S., EUR 59,95 (ISBN 978-3-11-070409-9).*

Die gesündesten Köpfe aller Zeiten seien seine Freunde gewesen. Doch Christoph Martin Wieland weiß auch: „wenige [sc. Schriftsteller] sind schiefer beurteilt, unbilliger verläumdeter und gröber gelästert worden als Lucian“. Um diesem Missstand abzuwehren, machte sich Wieland selbst ans Werk und übersetzte (fast) *Sämtliche Werke* Lukians ins Deutsche, ohne an Erläuterungen und Anmerkungen zu sparen. Doch beim Rückblick auf *Lukian in Deutschland* bleibt festzuhalten: „Lukian polarisiert“ (so Manuel Baumbachs forschungs- und rezeptionsgeschichtlich ausgerichtete Dissertation von 1997, die überarbeitet 2002 publiziert wurde).

Während nun Wieland in knapp zwei Jahren (1788/89) sechs „Theil“-bände herausbrachte, hält man nun den zweiten Band einer Gesamtausgabe in Händen, die sich anschickt, wenn nicht gleich eine neue Epoche Lukians im deutschsprachigen Raum einzuläuten, so doch allemal einen gewichtigen Meilenstein in der Beschäftigung mit dem antiken Autor zu setzen.

Für die Programmatik der neuen Ausgabe ist man darauf angewiesen, auf die Einleitung des 2021 erschienenen ersten Bandes zurück-

zugreifen (I 7-29). Unter Lukians Namen sind insgesamt 86 Schriften überliefert; der Herausgeber Peter von Möllendorff (M.) berücksichtigt fast alle, weil auch nach allgemeiner Ansicht unechte Texte doch in mancherlei Hinsicht ‚lukianisch‘ seien. Das ist sehr zu begrüßen, lässt aber zugleich fragen, ob die Aufnahme einer dem spätantiken Redner Libanios zuzuschreibenden Rede und der 42 literarischen Briefe ‚Lukians‘ den Rahmen wirklich gesprengt hätte. Immerhin wird man sich jetzt einen eigenen Eindruck über „die vier sicher unechten Schriften *Philopatris*, *Charidemus*, *Nero* und *Timarion*“ sowie über alle 63 (in ihrer Echtheit teilweise umstrittenen) Epigramme verschaffen können.

Als Textgrundlage dient die Ausgabe von Matthew D. Macleod in Oxford Classical Texts (1972 - 1987), wobei sich M. darauf beschränkt, nur in Ausnahmefällen auf die Textgestaltung einzugehen (ein Dutzend Anmerkungen in Band I, 14 in Band II), und ansonsten auf den Apparat dieser bis heute maßgeblichen kritischen Edition verweist.

Die beiden Haupttraditionen der handschriftlichen Überlieferung bieten für die Anordnung der Texte ebenso wenig einen tragfähigen Anhaltspunkt wie deren weithin ungeklärte Chronologie. M. macht aus dieser Not eine Tugend und bildet kurzerhand unterschiedliche inhaltliche Gruppen (Band I etwa „Rhetorische Schriften“) – wohl nicht zuletzt mit einem pragmatischen Seitenblick auch auf den Umfang der geplanten acht Bände. Zudem gibt der Herausgeber so ein Stück weit zu erkennen, was für ihn zusammengehört.

Vorausgesetzt werden „Leserinnen und Leser, die über ein elementares Wissen über die Antike verfügen“ (Zitate aus der Einführung zu Band I). Für eine zweisprachige Ausgabe möchte man ergänzen: „die sich mit Gewinn auch ein bisschen

auf der linken Seite umtun, denn es geht ja nicht nur um „den immensen Anspielungsreichtum der Schriften Lukians“ – den Niederschlag seiner „gewaltige[n] Belesenheit“ –, sondern auch um „eine[] Klarheit und Eleganz des Stils, die ihresgleichen suchen“.

So soll auch die Übersetzung „nicht einmal ansatzweise“ mit Wieland konkurrieren (dessen Übersetzung ja auch für sich stehen sollte und bestehen musste); vielmehr erhebe „das Fremde ... mit Recht den Anspruch, seine Fremdheit als sein Eigenes bewahren zu dürfen“. Allerdings liegt M. auch daran, „Lukians Kolloquialität zu bewahren und daher jeden Anschein von Antiquiertheit zu vermeiden“ (und dabei, wenn es sich anbietet, auch Modernismen nicht zu scheuen). Das „Bemühen um einen Ausgleich zwischen Nähe zur Ausgangs- und Affinität zur Zielsprache“, ein derartig bewahrendes ‚Sowohl – als auch‘ bleibt naheliegenderweise „stets eine Gratwanderung“.

Hier scheint dem Rezensenten – angesichts einer Bilingue – eine klarere Positionierung zugunsten der Ausgangssprache wünschenswert; das Dilemma nicht erst bei einem sprachbewusst-parodistischen und witzigen Original ist damit freilich nicht gelöst.

Getrost offenbleiben kann die Frage, ob die von M. herausgestellten „Entwürfe von Identität und Bildung“ tatsächlich „Lukian für unsere Zeit als immens lesenswert erscheinen lassen“ („nicht im Sinne eines zu beherzigenden Exempels, sondern als Widerlager [!?] eigenen Nachdenkens“).

Als weiteres Dilemma wäre hingegen zu fragen: Was an Grundlageninformation oder sonstigem ‚Beiwerk‘ sollte im Rahmen einer achtbändigen Gesamtausgabe nicht wiederholt werden, ohne die Eigenständigkeit der einzelnen Bände aufs Spiel zu setzen (die Buchfassung verzichtet geflissentlich darauf, von „Sämtliche

Werke“ zu sprechen, und nummeriert lediglich die Einzelbände)? Oder umgekehrt: Was sollte in jedem einzelnen Band geboten werden (ohne dass man etwa auf Band I angewiesen wäre)? Ist also ein Register, ein Glossar o. dgl. wünschenswert, sinnvoll, machbar – und wo und in welcher Form?

In einen letzten Band gehören nach Ansicht des Rezensenten – gern auch knapp kommentierte – Literaturhinweise. In den ersten Bänden ist da schon Wichtiges in den Fußnoten versteckt: Baumbachs Dissertation (s. o.), in Zusammenarbeit mit diesem vom Herausgeber „*Ein literarischer Prometheus. Lukian aus Samosata und die Zweite Sophistik*, Heidelberg 2017“, aber ein komprimierter Wegweiser für Interessierte steht noch aus. Von M. selbst wären beispielshalber etliche Aufsätze und Beiträge in einer eigenen ‚Schriftenreihe‘ unter <https://archiv.ub.uni-heidelberg.de/propylaeumdok/view/schriftenreihen/sr-9.html> zu nennen.

Vielleicht könnte man beim derzeitigen Stand des Projekts (ein dritter Band ist für den Dezember 2023 angekündigt) im letzten Band doch noch die oben angetippten, durchaus überschaubaren ‚Lücken‘ der berücksichtigten Schriften des *Corpus Lucianum* schließen (warum nicht auch die Libanios-Rede als Dokument der Rezeptions- resp. Überlieferungsgeschichte?), vielleicht ergänzt um die – spärlichen – frühen Zeugnisse zu Lukian (so etwa die Dutzend Zeilen des Artikels in der *Suda*).

Ist es schließlich so abwegig und/oder unrealistisch, sich für ein laufendes Unternehmen (wie eigentlich für alle Bände der *Sammlung Tusculum!*) eine leserfreundlichere Passung von Original und Übersetzung zu wünschen? Das hieße konkret, bei Absätzen bzw. Kapiteln (und ggf. Sprecherwechsel u. dgl.) jeweils neu auf einer Höhe einzusetzen – also im Regelfall im griechi-

schen Text Leerzeilen einzufügen. Welcher Leser verliert etwas, wenn die linke Seite nicht *en bloc* bedruckt wird (und dann bis zu einem Seitendrittel vor seinem Gegenüber rechter Hand endet)? Platons *Politeia* aus dem Jahre 2000 könnte hier als Vorbild dienen, wie viel hier mit einfachen Mitteln und – wenn der Rezensent recht sieht – vertretbarem Aufwand möglich ist.

Doch bei allen offenen Wünschen sollte nicht vergessen werden, das sich abzeichnende Gesamtpaket nachwie ausdrücklich zu begrüßen und ihm einen guten Fortgang zu wünschen: Eine Leseausgabe Lukians auf der Höhe der Zeit für den gehobenen Hausgebrauch – das ist nicht wenig, um „das Außergewöhnliche, Bewahrenswerte und heute noch Anregende seiner Schriften“ (ggf. neu) zu entdecken und dem immer wieder einseitig Vereinnahmten die Gelegenheit zu geben, im besten Sinne zu polarisieren und die eigene Sicht der Dinge auf den Prüfstand zu stellen.

FRIEDEMANN WEITZ

*Friedrich Maier (2022): Raubgier. Die dunkle Seite der Macht, Von Großkönig Xerxes bis zu Zar Putin „dem Großen“, Bad Driburg, Ovid-Verlag 193 S., EUR 10,00 (ISBN: 978-3938952-47-4)*

Der Ukraine-Krieg weckt Erinnerungen. Sie reichen zweieinhalb tausend Jahre zurück – freilich nur für den, der sich in der Antike auskennt. Aber es muss etwas dazukommen: ein enormes emotionales Potential, das durch diesen Krieg herausgefordert wird und sich in Empörung, Entsetzen, Abscheu äußert. Der vielfach ausgezeichnete Altphilologe Friedrich Maier verfügt über diese doppelte Disposition; das Ergebnis ist ein hochaktuelles und ebenso hochgelehrtes Buch, das Putins imperialistischen Zerstörungskrieg gegen die Ukraine im Licht einer langen bösen Ahnenreihe erscheinen lässt. In vierzehn großar-

tig stichhaltigen Kapiteln verfolgt der in und mit jedem Satz rückhaltlos engagierte Autor die Blutspur imperialistischer Raubgier. Sie beginnt mit dem Überfall des persischen Großkönigs auf das kleine Griechenland, zieht sich über Alexanders Weltherrschaftsanspruch, Caesars egomanische Machtgier, den für skrupellose Grausamkeit erkaufte Augustusfrieden, den vor Massenmord nicht zurückschreckenden Prinzipat eines Nero, Konstantins machtbewusste Vereinnahmung des Christentums mit der Folge, dass an die Stelle der bekämpften Barbaren die „Heiden“ treten, die in zum Himmel schreienden Glaubenskriegen von Karl dem Großen und den spanischen Conquistadoren unter Karl V. unterworfen werden. Es folgen die ungeheuren Verbrechen des Kolonialherrentums mit England an der Spitze und der durch den technischen Fortschritt und die europäische Überlegenheit alles Bisherige an Unmenschlichkeit überbietende mörderische Größenwahn eines Napoleon und Hitler. Der Eindruck dieses tiefdunklen Geschichtsabrisses erweist sich als unwiderleglich: Putin fügt sich mit seinem Despotismus, der ihn zum Wiedergänger Iwans des Schrecklichen macht, und seiner das Völkerrecht mit Füßen tretenden Annexionsgier passgenau in das Menschenbild, das der Grieche Thukydides an den Anfang seiner Geschichte des Peloponnesischen Krieges gestellt und im berühmten „Melierdialog“ ausgeführt hat: das Bild des Stärkeren, der sich allein aufgrund seines Stärkerseins die totale Herrschaft über den Schwächeren anmaßt. Merkwürdig dabei ist allerdings, dass – wie in der äsopischen Fabel „Der Wolf und das Lamm“ – die krasse Fresssucht nach Gründen sucht, die sie als berechtigt erscheinen lassen. Angriffskriege werden immer als Verteidigungskriege vorgetäuscht, die angebliche Notwendigkeit der Rache für ein älteres Unrecht dient der Legitima-